

TIMOTHY RADCLIFFE

Warum Christ sein?

Wie der Glaube unser Leben verändert

Timothy Radcliffe

Warum Christ sein?

Wie der Glaube
unser Leben verändert

Aus dem Englischen
von Sabine Schratz

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Inhalt

Einleitung	7
1	
«Ich will das Morgenrot wecken»	19
2	
Spontaneität lernen	53
3	
Die stille See	87
4	
«Fürchtet euch nicht!»	119
5	
«Den elektrischen Leib sing ich»	151
6	
Gemeinschaft der Wahrheit	187

7		
	Ich bin, weil wir sind	215
8		
	Bürger des Gottesreiches	237
9		
	Der Schock der Entwurzelung	273
10		
	Das Züchten von Pandas	299
11		
	Ohne den Herrentag können wir nicht sein	323
	Zu Hause sein	347
	Anmerkungen	353
	Literaturverzeichnis	377
	Autor und Übersetzerin	397

Einleitung

«Warum Christ sein?», fragte mich ein Freund. Die Frage, das muss ich zugeben, hat mich überrascht. Ich selbst bin christlich erzogen worden, hatte mich aber nie sonderlich für meinen Glauben interessiert – bis in mir eines Tages die Frage aufkam, ob er wahr sei oder nicht. Wenn es wahr ist, dass die Menschheit dazu bestimmt ist, an Gottes eigenem, unbeschreiblichem Glück teilzuhaben, dann muss das der Sinn meines Lebens sein. Wenn es nicht wahr ist, müsste ich konsequenterweise aus der Kirche austreten. Also antwortete ich meinem Freund: «Weil es wahr ist.» Zufriedengestellt hat ihn das kein bisschen. «Aber was bringt das Christsein? Welchen Sinn hat es? Wofür ist es gut?»

Ganz offensichtlich haben wir aneinander vorbeigeredet. Wenn das Christentum wahr ist, hat es keinen anderen Zweck, als auf Gott hinzuweisen, der der Sinn von allem ist. Grundsätzlich kann man sich die Frage, wozu etwas gut ist, bei allem stellen, was man tut. Treibt man sie weit genug und ist die Angelegenheit ausreichend ernst, kommt man letztlich zu der Frage nach dem Sinn und Zweck von allem, dem letzten Ziel unseres Lebens. Darum geht es in den Religionen. Eine Religion, die sich aus einem anderen Grund als brauchbar verkauft – weil sie zu einem ausgeglichenen Leben verhilft, weil sie Stress bewältigt oder reich macht – schießt sich selbst ins Knie. Muss sie ihr Dasein mit Nützlichkeitsbegründungen rechtfertigen, kann man sie nicht ernst nehmen. Der Sinn jeder Religion ist es, auf Gott hinzuweisen, der der Sinn von allem ist. Darum macht es auch keinen Sinn, danach zu fra-

gen, ob der Glaube an Gott «relevant» ist. Denn Gott ist der Maßstab aller Relevanz und aller Bedeutsamkeit.

Mein Freund ließ nicht locker: «Was hast du von deinem Christsein? Was gibt es dir?» Mir dämmerte allmählich, worum es ihm ging. Die Wahrheiten, denen wir anhängen, müssen Konsequenzen für und in unserem Leben haben. Dass die Erde eine Kugel ist, ist wahr, ebenso wie das Gesetz der Schwerkraft. Beide Wahrheiten haben Konsequenzen: Wir können Flugzeuge bauen, die tatsächlich vom Boden abheben; und wenn sie immer in eine Richtung fliegen, werden sie irgendwann dort wieder ankommen, von wo sie gestartet sind. Wenn die christlichen Wahrheiten keine Auswirkungen auf unser Leben haben, was sollten sie dann für Wahrheiten sein? Wenn Gott der Sinn von allem ist, muss sich die eigene Religiosität, die Ausrichtung auf Gott als letztes Ziel, irgendwie im Leben bemerkbar machen.

Das Christentum muss also etwas verändern und bewirken – auch wenn dieses Etwas nicht der Grund ist, warum man Christ wird. Wäre es etwa bewiesen, dass Christen ruhiger und entspannter sind als andere Menschen, würde man trotzdem nicht mit dem Argument für den Glauben werben, dass man dann weniger gestresst ist. «Werde Christ, und du kannst nachts besser schlafen.» Damit verkäme die Religion zu einem netten Lifestyle-Accessoire, ähnlich dem Gang ins Fitnessstudio. Gott würde uns als nützlich verkauft, wie ein Badeöl oder die Aromatherapie. Aber einmal angenommen, der Glaube würde tatsächlich entspannter, glücklicher, mutiger oder was auch immer machen, dann könnte dies ein Hinweis darauf sein, dass die Wahrheitsansprüche des Christentums nicht belanglos sind, ja dass es sich möglicherweise lohnt, sie näher unter die Lupe zu nehmen. Hat die Ausrich-

tung des eigenen Lebens auf Gott als letztes Ziel Konsequenzen wie die, uns frei zu machen (was ich behaupten werde), wird man, noch einmal, den Menschen das Christentum nicht damit nahebringen, dass es sie frei macht. Wenn sie aber, umgekehrt, die Christen als frei wahrnehmen, an ihnen eine Freiheit spüren, die anziehend und faszinierend ist, werden sie vielleicht neugierig darauf, warum das so ist, und bekommen Interesse an dem Gott, zu dem wir uns bekennen.

Kardinal Suhard, in den 1940er Jahren Erzbischof von Paris, schreibt: «Ein Zeuge zu sein, besteht nicht darin, Propaganda zu treiben, ja nicht einmal darin, Menschen aufzurütteln, sondern darin, ein lebendiges Geheimnis zu sein. Es bedeutet, so zu leben, dass das eigene Leben keinen Sinn machen würde, wenn Gott nicht existiert.»¹ Christen müssten etwas Verblüffendes an sich haben, etwas, das Menschen danach fragen lässt, was unser Leben im Innersten ausmacht.

Im zweiten oder dritten Jahrhundert hat ein unbekannter Christ den so genannten *Brief an Diognet* verfasst, in dem er dieses unterscheidend Andere der Christen zu erkunden sucht:

Die Christen sind weder durch Heimat noch durch Sprache und Sitten von den übrigen Menschen verschieden. Sie bewohnen nirgendwo eigene Städte, bedienen sich keiner abweichenden Sprache und führen auch kein absonderliches Leben. Keineswegs durch einen Einfall oder durch den Scharfsinn vorwitziger Menschen ist diese ihre Lehre aufgebracht worden und sie vertreten auch keine menschliche Schulweisheit wie andere. Sie bewohnen Städte von Griechen und Nichtgriechen, wie es einem jeden das Schicksal beschieden hat, und fügen sich der Landessitte in Kleidung, Nahrung und in

der sonstigen Lebensart, legen aber dabei einen wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden Wandel in ihrem bürgerlichen Leben an den Tag. Sie bewohnen jeder sein Vaterland, aber nur wie Beisassen; sie beteiligen sich an allem wie Bürger und lassen sich alles gefallen wie Fremde.²

Die Christen hatten also den Anspruch, unübersehbar anders zu leben – so anders, dass es Menschen innehalten lässt und sie verblüfft. Tertullian berichtet im zweiten Jahrhundert vom Erstaunen darüber, wie sehr die Christen einander liebten. Hat unsere Lebensweise als Christen heute irgendetwas Erstaunliches an sich?

Unter Jugendlichen gibt es einen ungeheuren spirituellen Hunger. Die europäische Wertestudie von 1999 hat gezeigt, dass sich eine wachsende Zahl junger Menschen als religiös versteht.³ Sie suchen nach einem Sinn für ihr Leben. Meist gilt ihr Interesse stärker der «Spiritualität» als der Glaubenslehre; institutionalisierten Formen von Religion, die ihre Autonomie beschneiden könnten, stehen sie reserviert gegenüber. Die Soziologin Grace Davie, die sich mit der Situation der Religion in Europa beschäftigt hat, fasst es prägnant in den Worten «they believe without belonging» – «Glauben ohne Zugehörigkeit».⁴ Zudem ist das Interesse an anderen religiösen Traditionen häufig größer als am Christentum.

Als Christ glaube ich, dass mein Glaube «Evangelium» – wörtlich übersetzt: «frohe Botschaft» – ist. Warum wird er von jungen Menschen so oft nicht als frohe Botschaft, als faszinierend und attraktiv verstanden? Warum wirkt das, was wir mit unserem Glauben aussagen und damit verbinden, häufig so wenig überzeugend oder gar langweilig? Könnte es daran liegen, dass sich unser Leben im Normalfall nicht

wesentlich von dem anderer Menschen unterscheidet – dass es nichts hat, was verblüfft und neugierig macht; nichts, was daraufhinweist, dass unser Leben keinen Sinn machen würde, wenn Gott nicht existiert?

Alle christlichen Kirchen haben in den letzten Jahren enorme Energien auf die Verkündigung des Evangeliums verwandt. In der katholischen Kirche wurde viel über Evangelisierung geredet. Diözesen und Gemeinden haben ehrgeizige Projekte aufgezogen, um über den Glauben zu informieren. In der Regel hatten sie wenig Wirkung. Wir reden über Liebe, Freiheit, Glück usw. – aber warum sollte uns das irgendjemand abnehmen, solange unsere Kirchen nicht wirklich als Orte wahrgenommen werden, an denen Menschen frei und mutig sind? Jesus sprach wie einer, der Macht hat, nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, und seine Autorität muss in einer offenkundigen und greifbar-sinnenfälligen Freiheit und Freude bestanden haben. Seine Worte haben Eindruck gemacht, weil sie verankert waren in einem Leben, das beeindruckte: das sich nach Fremden ausstreckte, das mit Prostituierten feierte, das vor niemandem Angst hatte. In diesem Buch möchte ich darüber nachdenken, wie der Glaube unsere Weise zu leben verändern kann.

Lassen Sie mich gleich zu Beginn klar sagen, dass dieses beeindruckend Andere nicht darin besteht, dass Christen besser sind als andere Menschen. Dafür gibt es keinerlei Anzeichen. Jesus ist «nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder» (Markus 2,17), und er tut es noch. Er aß und trank mit denen, die gesellschaftlich in Misskredit standen. Die Kirche ist eine Heimat für alle Menschen, in besonderer Weise für die, deren Leben durcheinandergeraten ist. Es ist also durchaus passend, dass der erste Christ, der in das Para-

dies gelangen sollte, der Räuber war, der neben Jesus gekreuzigt wurde. Als er am Himmelstor ankam, so ein frühes syrisches Gedicht, versuchte der zuständige Engel, ihn am Einlass zu hindern, weil er so gar nicht den üblichen Kandidaten entsprach!⁵ Eine Gemeinschaft, die ihre Existenz auf den Anspruch moralischer Überlegenheit gründen würde, wäre nicht nur abstoßend, sondern würde die Leute geradezu einladen, nach unseren Fehlern zu suchen und sie schadenfroh zur Schau zu stellen. Wenn die Kirchen so oft in der Presse angegriffen werden und jede unserer Sünden eine Schlagzeile wert zu sein scheint, dann liegt das daran, dass allgemein, aber fälschlich angenommen wird, dass der Sinn des Christseins darin besteht, moralisch über dem Rest der Gesellschaft zu stehen.

Ich werde auch nicht versuchen, die *eine* spezielle Zutat des Christentums zu finden, das Geheimnis seines Geschmacks, so wie die mysteriöse Geheimzutat im grünen Chartreuse oder in der Cola. Mein Blick gilt vielmehr verschiedenen Aspekten des christlichen Glaubens und seiner Einladung, uns quer zur dominierenden Kultur unseres *global village* zu stellen. Ohne diese Unterschiede ergeben unsere Glaubensaussagen keinen Sinn. Wenn unser Leben nicht irgendwie ungewöhnlich ist, wenn wir einfach nur angepasst sind, bleibt unsere Rede über den Glauben ausdruckslos und leer.

Als sprechende Wesen verstehen wir Dinge, indem wir über sie reden. Daher braucht unser Glaube die Form von Aussagen. Wir erklären Dinge für wahr. Der Dominikaner Thomas von Aquin präziserte im 13. Jahrhundert, dass unser Glaube nicht die Worte selbst zum Gegenstand hat, sondern das, worauf sie hinweisen – auf Gott, der jenseits aller Worte ist.⁶ Das heißt nicht, dass Worte unwichtig sind. Im Gegenteil!

Sie sind die Leiter, auf der wir zum Mysterium hinaufsteigen. Aber Worte sprechen nur dann, wenn sie als über sich hinausweisend verstanden werden.

Hugo von Saint-Cher, ein weiterer Dominikaner des 13. Jahrhunderts, spricht bildhaft davon, dass «erst der Bogen im Studium gespannt und dann der Pfeil in der Predigt losgelassen wird». In diesem Bild sind unsere Glaubensaussagen die Pfeile eines Bogenschützen. Sie haben nur einen einzigen Zweck: auf ein Ziel ausgerichtet und auf es hin abgeschossen zu werden. Läuft der Bogenschütze nur mit einem Pfeil auf der Sehne herum, lässt sie aber nie los, wäre der Pfeil sinn- und ziellos. Gleiches gilt für unsere Glaubensaussagen. Sie machen nur Sinn, wenn sie in Richtung Gott «zwischen», der jenseits allen Verstehens ist. Dafür braucht es die verblüffenden Seiten des christlichen Lebens: Sie verleihen dem, wovon wir sprechen, Sinn und lassen es in Richtung Mysterium schnellen. Ein Beispiel dafür ist der Satz «Gott ist die Liebe». Als Aussage des Glaubens macht er überhaupt keinen Sinn, wenn er nicht im Kontext einer Gemeinschaft steht, die liebt – wie unvollkommen und unendlich oft scheiternd auch immer. Wenn wir sagen, dass Jesus von den Toten auferstanden ist, es aber keine Spur von Auferstehung in unserem Leben gibt, können wir über das Thema bis in alle Ewigkeit reden. Bedeuten werden unsere Worte aber nichts. Das Ganze käme einem Mann gleich, der in einem Land, aus dem sämtlicher Alkohol verbannt ist, von den Freuden des Weintrinkens erzählt (eine typisch dominikanische Beschäftigung, wie wir sehen werden). Seinen Worten würde der Zusammenhang fehlen, in dem sie Sinn ergeben.

Oft klagen wir darüber, dass gerade Jugendliche so erschreckend wenig über das Christentum wissen. Immer neue Do-

kumente, Videos, Radio- und Fernsehprogramme allein werden dagegen aber nichts ausrichten können. Wir verschwenden nur unsere Zeit damit, wenn wir nicht gleichzeitig daran arbeiten, die Kirche zu einem erkennbaren und sinnenfälligen Ort der Freiheit, des Muts, der Freude und der Hoffnung zu machen. Unsere Worte müssen sorgfältig gewählt sein, denn Wahrheit zählt. Aber sie sind sinnlos, wenn sie nicht eingebettet sind in Gemeinschaften, die aus sich heraus auf den hinweisen, der gekommen ist, um uns zu suchen, und der uns sein Wort gegeben hat. Antonius von Padua, ein Franziskanerprediger des 13. Jahrhunderts, klagte darüber, dass die Kirche seiner Zeit «aufgebläht war mit Worten». Die Dinge haben sich nicht groß geändert. Wir produzieren weiterhin massenhaft Texte und Dokumente und quälend lange Predigten. Sie werden aber die Verkündigung des Evangeliums torpedieren, wenn die Menschen nicht den Duft der Freiheit in unserem Leben verspüren.

Der Sinn des Christentums besteht darin, auf Gott als Sinn unseres Lebens hinzuweisen. Hoffnung ist das Festhalten am Vertrauen, dass es einen letzten Sinn unseres menschlichen Daseins gibt. Wenn es ihn nicht gibt, wäre das Christentum und mit ihm alle Religion reine Zeitverschwendung. Das erste Kapitel wird sich daher mit der Frage befassen, was es heißt, zu hoffen, und wie es sich in unserem Leben ausdrücken kann. Tatsächlich könnte man das ganze Buch als eine Erkundung unserer Hoffnung bezeichnen. Aber unser Glaube besteht nicht darin, dass wir uns erst mühsam den Weg zu Gott als entferntem Ziel bahnen müssen, so wie Frodo und Sam sich im *Herrn der Ringe* quälend nach Mordor schleppen. Wir glauben daran, dass Gott uns gesucht und gefunden hat. Er ist schon gegenwärtig im Leben aller Menschen,

1

«Ich will das Morgenrot wecken»

Welchen Sinn hat es, Christ zu sein? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst fragen, ob es überhaupt einen Sinn für irgendetwas gibt. Gibt es ein letztes Ziel, das unser Leben formt und ihm Bedeutung verleiht, oder nicht? Denn das Christentum ist entweder der Versuch, diese grundlegendste aller Fragen zu beantworten, oder es ist gar nichts. Als ich um die Welt reiste, um meine Mitbrüder und -schwestern zu besuchen, war es in manchen Ländern ein beliebter Brauch, den Abend mit Singen zu beschließen. Mir graute es jedes Mal vor dem Satz «Ein Lied, Timothy!». Und so lernte ich ein kurioses Lied aus der Zeit der Pest des 14. Jahrhunderts, das den großen Vorteil hatte, recht kurz zu sein und sich dauernd zu wiederholen, so dass ich mich auch noch mit dem schlimmsten Jetlag an den Text erinnern konnte. Es handelt von einem jungen Mann, der sich im Sterben dem Teufel in Gestalt eines Ritters gegenüber sieht.

«Wohin gehst du?», sprach der Ritter auf dem Weg.

«Ich gehe meinen Gott zu treffen»,
sprach der Junge, als er stand.

Und er stand, und er stand, und er widerstand.
«Ich gehe meinen Gott zu treffen»,
sprach der Junge auf dem Weg.

In der Schreckenszeit des Schwarzen Todes versucht der Teufel, den Jungen glauben zu machen, dass sein Leben nicht über das Grab hinausführen wird. Aber der Junge zieht weiter, «mit einem starken Stecken in meiner Hand». Er widersteht der Versuchung, zu verzweifeln, und setzt seine Reise in das Gottesreich fort. Diese Frage treibt heute viele Menschen um. Gehen wir irgendwohin? Steuern wir auf ein letztes Ziel zu? Wenn nicht, gibt es dann für überhaupt etwas einen Sinn – und sei es nur dafür, morgens aus dem Bett zu kommen? Oft wird die Frage nicht explizit gestellt, vielleicht weil wir Angst davor haben, dass sie negativ ausfallen könnte. In ihrem Kern geht es darum, ob wir es wagen dürfen, zu hoffen, oder nicht.

Zwei der beliebtesten Bücher, die in letzter Zeit in Europa veröffentlicht wurden, sind *Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran*¹ und *Oskar und die Dame in Rosa*² von Éric-Emmanuel Schmitt. *Oskar* wurde noch im Erscheinungsjahr über 400.000-mal verkauft; beide Bücher stehen auf den Bestseller-Listen in Frankreich, Belgien, Deutschland, Spanien und Italien. Sie sind Teil einer Trilogie, in denen die Hauptpersonen verschiedenen Religionen angehören: Buddhismus, Judentum, Islam und Christentum. Sie handeln von Kindern, die nach Gott suchen. Der zehnjährige Oskar macht während seiner letzten Lebenswoche eine Reise in seinem Bett. Mit Hilfe einer alten Catcherin, der Christin Oma Rosa, bombardiert er Gott mit Fragen. Der Jude Momo unternimmt eine Pilgerfahrt zum Haus seines Sufi-Meisters. Auf ihren unter-

schiedlichen Wegen suchen sie alle in den verschiedenen religiösen Traditionen nach Hilfe.

Ein natürlicher Ausdruck dieses religiösen Hungers ist das Pilgern. Als ich einmal am Flughafen Stansted eincheckte, sah ich über dem Schalter eine Anzeige für ein Buch über Wissenschaft und Medizin: «Sprit für Ihre spirituelle Reise». Der Himmel ist voller Menschen, die reisen. Unsere Reisen sind oft Symptome einer Suche, einer vagen Hoffnung. Dabei fällt es manchmal schwer, eine klare Trennlinie zwischen Tourismus und Pilgerfahrt auszumachen. Fünf Millionen Menschen besuchen Lourdes pro Jahr, zwei Millionen Fatima. Während der Sommermonate machen sich jede Woche 6000 Jugendliche auf den Weg nach Taizé. Europa ist kreuz und quer überzogen mit Pilgerwegen, die nach Iona, Walsingham, Chartres, Rom, Medjugorje und Tschenschostochau führen. Das Pilgern als Ausdruck des Glaubens teilen wir mit Muslimen, die nach Mekka, mit Hindus, die nach Varanasi, Schintoisten, die zum Berg Fuji, und allen Gläubigen, die sich auf Abraham berufen und nach Jerusalem ziehen. Sich pilgernd auf den Weg zu machen ist verwurzelt in unserer menschlichen Natur. Es kann Ausdruck einer tiefen religiösen Überzeugung sein, aber ebenso Auszeit und Freiraum für diejenigen, die unsicher sind und hoffen, irgendetwas auf der Strecke selbst oder an ihrem Ende zu finden. Ich treffe immer wieder Menschen, die sich auf den Weg nach Santiago de Compostela machen. Oft sind sie zögerlich, wenn es um ihren Glauben geht, und stehen der Lehre der Kirche eher misstrauisch gegenüber. Aber sie sind überzeugt davon, dass sie eine Reise machen müssen. Statistisch gesehen mögen sie keiner Kirche angehören und es auch wenig reizvoll finden, wöchentlich zum Gottesdienst zu gehen. Aber sie fühlen sich gut, wenn

sie am Schrein ankommen und dort die Statue des heiligen Jakobus umarmen, der wie sie als Pilger gekleidet ist.

Für unsere Vorfahren war Pilgern notgedrungen eine strapaziöse Angelegenheit. Sie hatten keine Wahl. Der moderne Pilger kann es sehr viel bequemer haben. Trotzdem entscheiden sich Millionen für den Fußweg oder das Fahrrad. Ohne Fleiß kein Preis, sagt man wohl. Dante bezeichnet Jakobus als Apostel der Hoffnung. Laut Thomas von Aquin bezieht sich die Hoffnung auf ein «*bonum futurum arduum possibile*»,³ ein zukünftiges Gut, das schwer, aber nicht unmöglich zu erreichen ist. Jungen Menschen können wir nur etwas von unserem Glauben vermitteln, wenn wir bereit sind, mit ihnen zu reisen – ganz wörtlich bisweilen, aber mehr noch im übertragenen Sinne.

Diesen Pilgerreiz, der allen Menschen in den Beinen steckt, gilt es zu hegen und zu pflegen. Er ist Ausdruck einer zumindest impliziten Hoffnung. Der fränkische Theologe Paschasius Radbertus schrieb im 9. Jahrhundert: «Der Verzweiflung fehlt der Fuß, auszuschreiten auf dem Wege, welcher Christus ist.»⁴ Wir sind wie Schwalben, die sich danach sehnen, fortzuziehen, wenn der Frühling kommt, oder wie Lachse, gepackt vom tiefen Bedürfnis, stromaufwärts nach Hause zu schwimmen. Darum faszinieren Geschichten wie *Der Herr der Ringe* so viele Menschen. Sie berühren einen tiefen Hunger, sich auf Abenteuer zu begeben, wie Bilbo, der rast- und ruhelos einfach nicht sesshaft sein kann. Wir müssen mit den Menschen gehen, wie Jesus mit den Jüngern nach Emmaus gegangen ist, selbst wenn sie, wie die Jünger, mitunter in die falsche Richtung zu marschieren scheinen.

Es stellt sich natürlich die Frage, ob diese Fahrten irgendwo hinführen. Finden wir das, wonach wir suchen? Oder laufen